



Grundlagentexte Soziale Berufe

Thomas Schumacher

Lehrbuch der Ethik in der Sozialen Arbeit

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Schumacher, Lehrbuch der Ethik in der Sozialen Arbeit, ISBN 978-3-7799-1963-6
© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-1963-6>

Kapitel 2

Ethik als Wissenschaft und Konzept

Die Systematik der Ethik in der Sozialen Arbeit wird über die im vorherigen Kapitel aufgezeigten Struktur- und Leistungsmerkmale angestoßen. Der Einstieg ins Ethikverständnis geschieht nun über die Skizze des Rahmens, in dem Ethik Begriff und Bedeutung entfaltet.

2.1 Zur Nomenklatur in der Ethik

Begriffliche Gemengelage

Am Anfang einer Befassung mit dem Thema Ethik steht die Frage, was Ethik eigentlich ist. Nicht nur die Bezeichnung ist zu erhellen, sondern es ist auch wichtig, das Begriffsfeld abzustecken und weitere Ausdrücke wie Moral, Sittlichkeit oder Tugend thematisch zuzuordnen. Ethik ist der zentrale Begriff, aber auch diese Termini treten immer wieder für das Ganze in Erscheinung. Vor allem die Frage nach der Moral scheint in die Mitte zu rücken, wenn es darum geht, ein Verständnis dafür zu erzeugen, dass menschliches Verhalten und Agieren nicht völlig ins Belieben des Einzelnen gestellt sein soll (vgl. Bayertz, 2006; Spaemann, 2009). Die Erhellung des *Wesens der Moral* könnte, wenn man Gilbert Harman folgt, zudem für eine „Einführung in die Ethik“ (Harman, 1981) hinreichen. Auch wenn man hier Unterschiede im Wortgebrauch zwischen dem Englischen – Harmans 1977 erschienenes Werk trägt im Original den Titel „The Nature of Morality. An Introduction to Ethics“ – und dem Deutschen unterstellen möchte, fließen die Begriffe in beiden Sprachen doch ineinander. *Philosophische Ethik* firmiert auch als *Moralphilosophie*, die Konzeptarbeit der *Moral Philosophy* im angelsächsischen Raum wiederum auch als *Ethical Theory* (dazu LaFollette, 2000).

Die Nähe der Begriffe Ethik und Moral zueinander ist nicht zu übersehen, gehen beide mit *ethos* im Griechischen und *mos* im Lateinischen doch jeweils auf ein Substantiv zurück, das im Deutschen die gleiche Kernbedeutung hat: *Sitte* bzw. *Sittlichkeit*. Doch genau dies sorgt für Verwirrung, denn keiner der Begriffe, auch nicht dieser deutsche, klärt das Anliegen, mit dem Ethik gemeinhin in Verbindung gebracht wird: Gründe dafür anzuzeigen, dass nicht alles, was durch Menschen geschehen kann, auch geschehen darf.

Der Anspruch, für den die Ethik steht, ist größer als der Reflex auf die guten Sitten. Er richtet sich in besonderer Weise auf deren Plausibilität, d.h. auf menschlicher Vernunft offenliegende Begründungszusammenhänge. Dort, wo Sittlichkeit in diesem Begründungsanspruch gesehen wird – etwa bei Kant –, tritt sie letztlich als Ethik hervor. Wie immer die Begriffe Ethik und Moral – und Sittlichkeit – aufeinander zu beziehen sind: so lange sie sich gegenseitig erklären, ist nichts erklärt. Ihrem Anspruch gemäß setzt Ethik ein Maß, an dem alles andere zu messen ist.

Das gilt auch für den gängigen Ansatz, Ethik verstehe sich als „Wissenschaft vom moralischen Handeln“ (Pieper, 2007a, S. 17). Die Schwierigkeit, dass auch hier das Ethische durch das Moralische erklärt wird, löst sich nicht auf, wenn weiter die moralische durch die „sittlich gute Handlung“ erklärt wird (ebd.). Nicht anders dort, wo Ethik, als „eine Wissenschaft der moralischen Praxis“, mit der Aufgabe betraut gesehen wird, „über Moral (Sitte) und Moralität (Sittlichkeit) zu sprechen“ (Großmaß/Perko, 2011, S. 20). Nicht Sitte und Moral definieren Ethik; sondern der angesprochene, in und mit Ethik gesetzte Anspruch liefert die Erklärung für die ethische Relevanz sittlichen und moralischen Handelns. Immerhin markiert der betrachtete Definitionsansatz diese Anspruchssituation durch den Hinweis auf einen Wissenschaftscharakter von Ethik. Und auch wenn Ethik abgeschwächt als *Theorie der Moral* (Birnbacher, 2007, S. 2) oder als *Reflexion auf Moral* verstanden wird (Düwell/Hübenthal/Werner, 2011, S. 2), ist keine andere Tendenz erkennbar. Entscheidend ist nun festzustellen, woraus sie sich ableitet.

Ethik

Ethik kommt als Wissenschaft über Aristoteles (384–322 v. Chr.) auf den Weg. Er hat ihren Begriff geprägt und über eine aufschlussreiche Differenzierung das Bedeutungsfeld abgesteckt. Dabei führt er die eigentlich adjektivische Wortbildung, die in begrifflichen Zusammenhängen wie *aretē êthikē* (ethische Tugend) oder *êthikē theōria* (ethische Betrachtung) erscheint, zum einen auf das Substantiv *êthos* zurück, das am Wortanfang mit Êta geschrieben wird, zum andern auf das mit Epsilon geschriebene Substantiv *ethos*. Die beiden Wörter liegen in ihrer Bedeutung nahe beieinander. Ihr Schnittfeld bildet ein Verständnis als Gewohnheit, Sitte oder Brauch, wie es vor allem durch *ethos* repräsentiert wird; *êthos* aber setzt noch einen eigenen Akzent. Der Begriff steht auch für den Ort, an dem man sich für gewöhnlich aufhält – das ist bei Tieren der Weideplatz oder der Stall –, darüber hinaus bezeichnet er so etwas wie Charakter, Denkweise oder Gesinnung. So ist Ethik nicht allein über die Orientierung an Tradition und Sitte bestimmt, sondern auch als Haltung, mit der jemand zum Ausdruck bringt, wie er in einer bestimmten Gesinnung und Denkweise *zu Hause* ist.

Aristoteles bestimmt Ethik als Tugend (*aretē*) und damit als „lobenswerte Haltung“ (*hexis*), die auch als lobenswerte *Eigenschaft* verstanden werden kann (dazu siehe Schumacher, 2007, S. 161). So zeigt Ethik eine Rahmgebung, die durch die Ausrichtung am überkommenen sozialen Regelwerk zustande kommt, und eine Füllung, die den Menschen mit seinen Charaktermerkmalen ins Zentrum rückt. Die Perspektive von Verpflichtung und Verantwortung wird damit ebenso gesetzt wie die der Bezug zu Normen und Werten; im Ganzen verweist Ethik so auf eine Wirklichkeit, in der es nicht egal ist, wie man sich verhält, in der persönliche Einstellungen und Denkweisen Gewicht erhalten und in der Bedingungen dafür existieren, dass Menschen angemessen zusammenleben können. – In all dem demonstriert Ethik bereits auch ihre wissenschaftliche Seite, hängt doch die richtige Haltung, d.h. die Tugend, um die es gehen soll, damit zusammen, die Ansatzpunkte sowohl für die Rahmgebung als auch für die richtige persönliche Einstellung als solche zu erkennen. (Dazu auch Düwell/Hübenthal/Werner, 2011, S. 1)

Moral

Das Bedeutungsfeld des lateinischen Wortes *mos*, das wiederum dem Adjektiv *moralis* zugrunde liegt, gleicht dem des griechischen Wortes *ēthos*. „Moral“ übersetzt daher „Ethik“ ins Lateinische. Wenn aber Ethik – und danach sieht das Nebeneinander der Begriffe im wissenschaftlichen Gebrauch aus – „kein Synonym für Moral“ (Großmaß/Perko, 2011, S. 20) sein soll, ist der Unterschied zu suchen. Der dürfte, so sich die Wortbedeutungen decken, nur in einem Verständnis zu finden sein, das über die Zeiten hinweg und gemäß der philosophischen Wirkungsgeschichte der Begriffe in einer entsprechenden Verhältnisbestimmung hervorgetreten ist. Den gesuchten Unterschied liefert also der philosophische Sprachgebrauch. Was aber ist daraus festzuhalten, wenn die Diktion insgesamt nicht eindeutig ist?

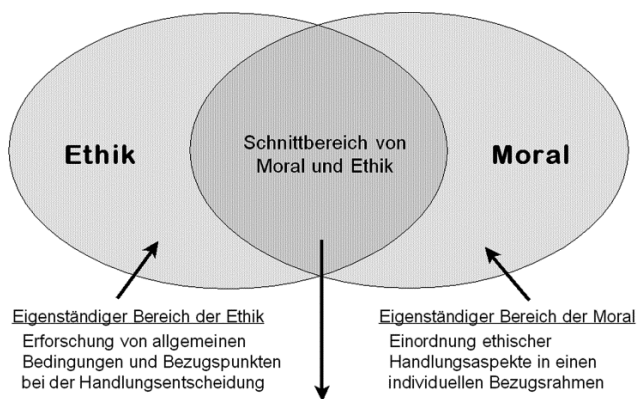
Zunächst einmal begegnet, wie gesehen, Moral als Sammelbegriff für alle Inhalte und Bezugspunkte, auf die sich das wissenschaftliche Interesse der Ethik richtet. Hier bleibt die angestrebte Differenzierung schwach. Es irritiert, dass Moral pauschal für Inhalt und Ziel von Ethik stehen soll, ohne dass eine dort angelegte Gestaltungskraft ins Kalkül gezogen ist. Ethik, die der inneren Logik nach das Gerüst liefern sollte, Moral zu justieren, zeigte sich vielmehr durch diese bestimmt und begrenzt. Anders akzentuiert ein Ansatz, der verschiedene „Moralen“ unterscheidet und einen individuellen Bezug – als „Moral im weiteren Sinne“ – einem sozialen Bezug – als „Moral im engeren Sinne“ – gegenüberstellt (vgl. Bayertz, 2006, S. 34 ff.). Die Differenzierung erscheint stärker, aber offen bleibt, wie über beides eine Klammer zu setzen – und Moral überhaupt als Anliegen zu fassen ist. Dagegen zeigt sich, dass Moral in die Vereinzelung drängt und dort gegen ihre Auf-

lösung kämpfen muss (vgl. ebd., S. 144). Einmal mehr scheint ein integratives Potential ethischer Systematik gefordert.

Zur Aktivierung solchen Potentials braucht es wiederum geklärte wissenschaftliche Bezugspunkte für die Ethik. Hier steht durchaus in Frage, ob sich die Ethik überhaupt mit der Moral befassen soll, die sich in ihrer normativen Ausrichtung einen seriösen philosophisch-wissenschaftlichen Zugang zu verschließen scheint (dazu Harman, 1981, S. 9 ff.). Wie auch immer die Akzentuierung erfolgt – der wissenschaftliche Anspruch der Ethik, der auch in der sprachanalytischen (metaethischen) Forschung zu sehen ist und der mit der Irritation konfrontiert ist, „daß Beobachtungsevidenz für die Moral irrelevant zu sein scheint“ (ebd., S. 10), deckt sich nicht mit der Idee, die Moral zu seinem umfassenden Bezugspunkt zu erklären.

Die Abgrenzung der Moral zur Ethik zeichnet sich hinsichtlich zweier Merkmale ab: Zum einen *tendiert* Moral zur Vereinzelung. Sie versammelt Verhaltenserwartungen an den Menschen, die als „Moralnormen“ (Hoerster, 2003, S. 61) kommuniziert werden, die als solche aber in den Prozess der „Moralentwicklung“ des Einzelnen eingebettet erscheinen (dazu mit Bezug auf Lawrence Kohlberg Habermas, 1983, S. 127 ff.). Ethik dagegen tendiert zum Allgemeinen: zu den Grundlagen und Bezugspunkten für menschliches Verhalten. Zum andern zeigt sich Moral, in ihren verschiedenen Zusammenhängen, „als ein beschreibend gebrauchter Begriff“ (Düwell/Hübenthal/Werner, 2011, S. 426). Dagegen zielt Ethik – aus philosophischer Sicht – auf die Begründung und Deutung (Quante, 2011, S. 15). Neben den voneinander abgegrenzten Bereichen haben Ethik und Moral – das entspricht der Nähe der beiden Begriffe zueinander – auch einen bedeutenden Schnittbereich. Abb. 2 skizziert dieses Verständnis im Ganzen.

Abb. 2: Zur Unterscheidung von Ethik und Moral



Anliegen, Handeln an Grundsätzen zu orientieren und dafür Begründungszusammenhänge anzugeben

Sittlichkeit

Eine Unterscheidung von Ethik und Moral, die beiden ein eigenes Bedeutungsfeld zuweist, eröffnet die Möglichkeit, einen Sprachgebrauch mit zu berücksichtigen, den Hegel (1770–1831) – mit Anleihen bei Kant (1724–1804) – angestoßen hat: den der Trennung von Moralität und Sittlichkeit. Als Moralität – moralisches Handeln – fasst Hegel die Ausrichtung auf einen außerhalb einer Handlung liegenden Zweck; als Sittlichkeit – sittliches Handeln – dagegen die Ausrichtung auf einen „substantiellen Zweck“ (dazu Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 163) und damit auf *intrinsische* Motivation. Hegel zeigt den Unterschied unter anderem am Beispiel der Ehe auf und macht deutlich, dass ein Verständnis der Ehe, das rein auf Arrangement abzielt, dem Bereich der Moralität zugehört – „dem Mädchen ist es nur um einen Mann, diesem um eine Frau überhaupt zu tun“ (ebd., § 162) –, wogegen in einem sittlichen Verständnis der Ehe „der subjektive Ausgangspunkt, das *Verliebtsein*, als der allein wichtige angesehen“ wird (ebd.).

Die bei Kant angelegte und von Hegel gefasste Unterscheidung liefert die Grundlage für die Betrachtung menschlicher Freiheit in der Ethik. Das ist entscheidend, denn der Blick auf die Regeln und Bezugspunkte, die menschliches Handeln bestimmen, führt zur Frage nach der Verbindlichkeit und der Verantwortlichkeit, die für so geleitetes Handeln zu erkennen sind. Das Anliegen der Ethik, dem Menschen kritisch auch Grenzen seines Tuns aufzuzeigen, findet in dieser Frage den maßgeblichen Ansatzpunkt. Es geht darum, Grundmuster im Handlungsverständnis freizulegen, die sich zeigen, wenn moralisches Handeln reflektiert und seine Grundlegung und Plausibilität erforscht werden. Zu den Grundmustern gehört der Befund, dass eine Handlung nur dann, wenn sie um ihrer selbst willen gewollt werden kann, zur Rechtfertigung führt. So trägt die Fähigkeit zu sittlichem Handeln auch das moralische Handeln des Menschen; genau besehen qualifiziert sie menschliches Tun überhaupt erst als *Handeln* (dazu s. a. Teil 1, Kapitel 4 zur *Grundfigur des Handelns*).

Sittlichkeit ist also der dritte große Begriff in der Ethik. Er orientiert und lenkt das Handeln im Feld der Moral. Er beleuchtet für dieses Handeln auch jenen Bereich der Motivation über Zwecke, in dem sich Moral zur Moralität ausformt. Das ausschlaggebende Merkmal liegt, wenn man es mit Kant verstehen möchte, darin, dass Sittlichkeit als Bedingung für Freiheit und Autonomie hervortritt (dazu Quante, 2011, S. 82). Zugleich wird Sittlichkeit zum Kriterium, wo es darum geht, das menschliche Regelungsinteresse, wie gesehen, auf unterschiedliche „Moralen“ zu beziehen. Namentlich der individuelle und der soziale Bezug im Handeln erfahren über die Perspektive der Sittlichkeit weitere Qualifizierung. Nimmt man im analytischen Ehrgeiz sowie in dieser Perspektive Kernkompetenzen von Ethik wahr, so wird deutlich, wie auch schon die ursprüngliche Bestimmung über das *ēthos* die Wei-

chen entsprechend stellt. Die aristotelische Position ist hier klar und vorausschauend: „Richtiges und verkehrtes Handeln ist ohne Denken und ein Verhältnis zur Sittlichkeit (*ēthos*) unmöglich.“ (Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1139 a 35)

Tugend

Der Begriff der Tugend (*aretē*) wird von Aristoteles, wie schon angesprochen, eng mit dem Ethikverständnis verbunden. Die in der *aretē ēthikē* wirksam werdende Haltung (*hexis*) sieht er als „lobenswert“ (*epainetos*) an (vgl. *Nikomachische Ethik*, 1103 a 9). So wirkt Tugend als Form für menschliches Handeln, wenn es ethischen Richtlinien folgt. Zugleich wird sie zum Indikator auch für das rechte Maß. Nicht nur das Fehlen tugendhafter Haltung, sondern auch ein Zuviel und ein Zuwenig lassen ethische Ambitionen scheitern (vgl. dazu Aristoteles, *Eudemische Ethik*, II, 3). Tugend, als Form, eröffnet den Blick auf den Katalog denkbarer Akzente, über die ethische Ziele – letztlich menschliches Wohlergehen – erreicht werden (vgl. ebd.). Der Katalog, der durch Platon (427–347 v. Chr.) überliefert ist, kristallisiert „Grundtugenden“ (Pieper, 2004, S. 11) heraus. In der Viererliste, die Platon im vierten Buch der *Politeia* für die „Tugenden im Staat“ vorstellt, kommt wiederum der Gerechtigkeit als Tugend besondere Bedeutung zu, weil sie das Verhältnis der Tugenden untereinander ordnet (vgl. *Politeia*, 444 d; dazu auch Höffe, 2010, S. 20 f.; Holzleithner, 2009, S. 21).

Das antike Tugendkonzept liefert ein Verständnis von sittlichen Qualitäten. Sie sind in der Ethik die Voraussetzung dafür, dass menschliches Handeln in den Kategorien von Entscheidung und Verantwortung erfasst werden kann. Das gilt, in Blick auf die Möglichkeiten menschlicher Lebenspraxis, allgemein und grundsätzlich; das gilt, in Blick auf Lebenssituationen, auch konkret. Der Begriff der Tugend steht so für den Übergang der Ethik zur Moral. Er steht aber auch für die Schlüsselfunktion der Sittlichkeit in der Ethik. Und er steht für den Ansatz, in der Ethik den Charakter eines Menschen in seinem Potential zu „humaner Qualität“ zu sehen (Fischer u. a., 2008, S. 176).

Werte

Werte spielen in der Nomenklatur der Ethik ebenfalls eine zentrale Rolle. Es gibt Ansätze, Ethik über den in ihr gezeichneten Wertebezug zu definieren. Das geht oft Hand in Hand mit einem Moralverständnis, das diesen Bezug im Paket mit einem Bezug auf Normen liefert. Werte erscheinen darin als Ideale, die ein Geltung beanspruchendes Regelwerk ergänzen – und begründen (dazu Düwell/Hübenthal/Werner, 2011, S. 426). Werte, die Normen befestigen; Normen, die ein „Moralgesetz“ ausformen (Harman, 1981, S. 70); Moral, die der Ethik zum Gegenstand wird (Pieper, 2007a, S. 42); Ethik, die

über den Vorgang der Wertsetzung verstanden wird (dazu Andersen, 2005, S. 5f.): dieser Zusammenhang birgt die Gefahr eines Zirkelschlusses, mit dem am Ende nichts erklärt ist. Er findet aber zu einer Argumentationslinie dort, wo über Werte der Qualitätsaspekt menschlichen Handelns zur Sprache gebracht wird. Ethik betrachtet das Thema Werte analog zum Thema Sittlichkeit.

Zu beachten ist aber, dass die in der Ethik zu erfassende Wertewirklichkeit nicht von vorne herein feststeht. Auch wenn sich die Ethik traditionell *dem Guten* zuwendet, sind dessen Bezugspunkte und Manifestationen doch erst noch zu erarbeiten. Vertrautes wie Gerechtigkeit, Menschenwürde, Selbstbestimmung u. a. m. erscheinen deshalb als Werte, weil sie in der Philosophie als vernünftige Handlungsprinzipien dargelegt werden können. Solche Diskussion ist immer zu führen. Andere Kulturbezüge und andere geistesgeschichtliche Verläufe bringen andere Werteverständnisse hervor. Für die Ethik bleibt festzuhalten, dass ihr der Wertebezug vor allem *formaler* Ansatzpunkt ist. Sie betrachtet den Menschen, der von Wertebezügen bewegt wird (Schumacher, 2007, S. 118). Sie analysiert und konstruiert solche Bezüge, aber ihre Kraft reicht nicht, auch nur einen einzigen Bezug vorzuschreiben.

2.2 Ethik als praktische Wissenschaft

Ethik und Wissen

Das ethische Anliegen, möchte man meinen, kommt mit dem Menschen in die Welt. Es spricht viel dafür, dass sich Menschen immer schon und überall mit denselben Fragen konfrontiert sehen: Was ist, für eine Situation oder auch lebensstrategisch gesehen, die jeweils richtige Entscheidung? Lebewesen, deren Verhalten nur in vergleichsweise reduzierter Form über genetische Programme ausgeprägt ist, verfügen jenseits des programmierten Verhaltens kaum über eine Handhabe zur Fehlervermeidung. Weil das, bei aller Anpassung an Lebensräume, als eine verhängnisvolle Gefährdung anzusehen ist, muss es als willkommenes Korrektiv erscheinen, Fehleranalyse betreiben zu können. Darüber hinaus ist genau diese Fähigkeit für den Menschen im „Naturbetrieb“, wenn man so will, als ein maßgeblicher „Standortvorteil“ anzusehen, der schnellere Entwicklungsschritte ermöglicht. Es ist also nicht falsch, so etwas wie ethische Motivation mit als einen Gesichtspunkt auch von Evolution zu sehen; und es dürfte nicht falsch sein, für Menschen in allen Kulturen vergleichbare Prozesse und Verläufe anzunehmen.

So findet die Ethik eine allgemeine Basis offenbar dort, wo Menschen in ursprünglicher wie signifikanter Weise beginnen, Wissenskräfte auszubauen

und dadurch – im Sinne der Evolution wie auch der Selbstdefinition – letztlich zu Menschen *zu werden*. Man mag es werten, wie man will, und es mag hinreichend Anlass für einen kritischen Blick auf menschliche Verhaltensmöglichkeiten geben: das ändert nichts an dem Befund, dass das ethische Anliegen zum Menschen gehört und dass es, ganz gleich, ob man darin Segen oder Fluch erkennt, im Wissen und als Wissen virulent wird.

Nun ist aber nicht zu erwarten, dass die Antworten, die Menschen über die Zeiten hinweg und an den verschiedenen Lebensorten formuliert haben, stets die gleichen sind. Das zeigt bereits der Blick auf die Vielfalt der Kulturen weltweit. Eine Kultur, wie eng umgrenzt oder wie offen man sie auch verstehen möchte, prägt und umfasst Wertvorstellungen und Regeln, mithin genau jenen Bereich der Sittlichkeit, auf den sich Ethik erstreckt. Darin liegt ein erstes Argument dafür, dass die Form, wie uns Ethik begegnet und Gegenstand unseres Interesses wird, auf den eigenen kulturellen Zusammenhang verweist. Auf den Einzelnen bezogen, kann das bedeuten, dass tatsächlich die eigene Biographie die maßgeblichen Anhaltspunkte liefert; für die wissenschaftliche Perspektive aber heißt es, dass der maximale Verständnisrahmen über die – in diesem Fall – abendländische Geistesgeschichte festzulegen ist.

Ein zweites Argument dafür, diese Geistesgeschichte heranzuziehen, wenn es darum geht, Ethik zu verstehen, liegt darin, dass sie vor allem einen Weg – und auf die abendländische Kultur bezogen *den* Weg der Wissensentfaltung weist. Zu erwarten ist, dass die spezifische Art, wie in diesem kulturwie geistesgeschichtlichen Rahmen *Wissen* verstanden wird, auch das Verständnis von Ethik prägt. Das bedeutet freilich auch, dass unterschiedliche Wissensbegriffe – und damit unterschiedliche Ethikverständnisse – global gesehen nicht auszuschließen sind. Über Ethik zu reden heißt *für uns* – wissenschaftlicher Anspruch hin oder her –, in erster Linie über abendländische Kulturmerkmale zu reden. Als umso bedeutsamer ist dabei allerdings die Frage anzusehen, wie sich Ethik auch und gerade als generalisierte, wissenschaftliche Vorstellung Geltung zu verschaffen vermag.

Praktische Wissenschaft

Auf zwei Bezugspunkte ist für ein so orientiertes Verständnis von Ethik als Wissen hinzuweisen: einerseits darauf, dass das ethische Anliegen bereits in den ältesten Texten europäischer Wissenschaft aufscheint; andererseits darauf, dass Ethik dort, wo sie begrifflich gefasst wird, bereits auch als Wissenschaft hervortritt.

Zum Ersten ist zu sagen, dass hier der Blick auf Homer (8. Jh. v. Chr.) und seine epische Dichtung zu richten ist (vgl. Andersen, 2005, S. 20f.; Fischer u. a., 2008, S. 20ff.). Wenn Homer ethisch anmutende Begriffe – „gut“ oder „Tugend“ – verwendet, kann man konstatieren, dass darin noch „keine

spezifisch ethische Bedeutung“ zu sehen ist, und deshalb vorsichtig ein „vor-ethisches Denken“ ansetzen (Andersen, 2005, S. 20). Aber im Blick auf das literarische Programm der homerischen Dichtung wird deutlich, wie von Anfang an und herausragend Merkmale benannt werden, die menschlichem Tun zum Erfolg verhelfen: zum kollektiven Erfolg, der in der Wende im Kampf um Troja zu sehen ist, und zum individuellen Erfolg, als der die Rückkehr des Odysseus nach Hause zu werten ist. Der kollektive Erfolg stellt sich ein, als die Troja belagernden Griechen wieder zu gemeinsamer Anstrengung finden. Das ist das Hauptmerkmal der *Ilias*, die mit der Schilderung einsetzt, wie die Verweigerung des sich selber zugewandten, zornigen Achill ein gemeinsames Streiten gerade *blockiert*. Individuellen Erfolg eringt wiederum Odysseus auf seiner *Odyssee* durch besondere Cleverness. Seine sprichwörtliche Schläue und Klugheit zeigen sich im vorausschauenden Erfassen einer Situation, mit dem er sie jeweils unter seine Kontrolle bringt. Mit solcher Akzentsetzung reißt Homer die zentralen Punkte ethischen Interesses auf – und *initiiert* ethisches Wissen.

Der zweite Bezugspunkt ist Aristoteles. Dieser setzt die Pointe, den mit Homer begonnenen und seither weiter beschrittenen Weg einschlägig als Weg des Wissens zu begreifen. Dazu stellt er zunächst heraus, dass das Streben nach Wissen dem Menschen wesenseigen ist (vgl. diese Feststellung als Anfangssatz in der *Metaphysik*, 980 a 21). Sodann legt er dar, wie Wissen den Menschen in besonderer Weise handlungsfähig macht. Sein Verständnis geht dahin, Wissen von der sinnlichen Wahrnehmung angestoßen zu sehen und drei Entwicklungsstufen zu unterscheiden. Die erste ist die der Erfahrung (*empeiria*). Erfahrungswissen entstehe durch die Wiederholung und den Vergleich von Sinneswahrnehmungen. Der Erfahrene erreiche so ein Wissen, „wie es ist“. Die nächste Stufe geht auf die Anwendung und liegt im Können (*technē*). Kunstfertigkeit – technisches Wissen – zeige sich darin, die Ursache zu kennen, d. h. „warum es so ist“. Die dritte Stufe schließlich ist die Wissenschaft (*epistēmē*), ausgewiesen als ein Wissen von der Notwendigkeit der Ursache: „warum etwas so und nicht anders ist“ (dazu vgl. die Darlegung bei Aristoteles, *Metaphysik*, 980 a 27 ff.).

Für die Handlungsperspektive zeigt sich Folgendes: Erfahrungswissen weist auf Fehler hin; technisches Wissen weist Wege der Fehlervermeidung; wissenschaftliches Wissen endlich erlaubt, die Praxis der Menschen grundsätzlich zu ordnen. Der aristotelische Ansatz läuft darauf hinaus, das ethische Bestreben mit diesem Anliegen gleichzusetzen. Die richtige Position, die richtige Haltung für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft zu bestimmen, ist eine Aufgabe, die Aristoteles den *praktischen Wissenschaften* zuordnet. Dort ist das Ziel „das Werk“ (*ergon*). Für die Ethik als Wissenschaft heißt das, dass ihr Bestreben der Umsetzung und weniger der grundsätzlichen Positionierung gilt (Aristoteles, *Metaphysik*, 993 b 20 ff.). Es heißt

aber auch, dass sie sich von den *theoretischen Wissenschaften* zuarbeiten lässt.

Das Widerspruchsprinzip

Besondere Zuarbeit leistet die Philosophie. So, wie sie die Formen des Wissens und die Merkmale von Wissenschaft freilegt, liefert sie der Ethik auch das zentrale Kriterium, das deren Wissen zur Geltung bringt: das Widerspruchsprinzip. Aristoteles versteht es als Wahrheitskriterium schlechthin, dass unmöglich ein und dasselbe etwas sein und zugleich dasselbe nicht sein kann (vgl. Aristoteles, *Metaphysik*, 1005 b 19 ff.). Mit dem sprichwörtlichen „hölzernen Eisen“ wird keine Erkenntnis gewonnen, wohl aber aufgezeigt, dass ein Zusammenhang nicht passt. Eindeutigkeit ist das Ziel. Der Weg führt über die konsequente Widerspruchsvermeidung. Für die Ethik und ihren wissenschaftlichen Anspruch bedeutet das, dass sie durchaus in der Lage ist, moralische Grundsätze zu analysieren. Notwendige Bedingung dafür, dass eine Regel, eine Norm oder ein Wert schlüssig erscheinen, ist ihre Widerspruchsfreiheit. Weisen sie dagegen Widersprüche auf, sind sie aus ethisch-wissenschaftlicher Sicht zu verwerfen.

Das ist ein klares und leicht anzuwendendes Kriterium, das in vielen ethischen Fragestellungen weiterführt. Die Widerspruchsvermeidung kann als eines der zentralen Ziele ethischer Wissenschaft gesehen werden. Es wird weiter unten noch deutlich werden, wie auch die moderne Ethik von diesem Prinzip, das weiter auch viele Bereiche unseres Lebens – von der Rechtsprechung bis hinein in die partnerschaftliche Beziehung – prägt, profitiert. Ein Aspekt bleibt dabei aber zu beachten: Für Aristoteles erscheint *das Prinzip* stark genug, auch die hinreichende Bedingung dafür abzugeben, Wahrheit zweifelsfrei festzustellen. Es gilt ihm als Garant für sicheres Wissen (ebd.); unmöglich kann ein Widerspruch in irgendeiner Weise Bestand haben. Der Blick heute ist hier ein anderer: notwendige Bedingung ja, hinreichende Bedingung nein, denn wir sind heute anders bereit, Widersprüche gelten zu lassen und auf einheitliche Erklärung zu verzichten – auch wenn das nie ganz zufriedenstellt. Das hat seinen Grund darin, dass die aristotelische Position über die Jahrhunderte hinweg eine Relativierung erfahren hat. Das ist aber vor allem auch der Grund dafür, dass von der Ethik, nach heutigem Verständnis, Klärung, aber nicht Zwang zu erwarten ist. (Dazu siehe unten Abschnitt 4 dieses Kapitels.)

2.3 Glück und Erfolg als Grundideen von Ethik

Ethik als die Idee vom richtigen Handeln

Als Kernbezug der Ethik ist die Frage nach der richtigen Entscheidung, nach dem richtigen Handeln schon deutlich geworden. Sie kann bis auf Homer zurückgeführt werden, und sie entspricht einem Verständnis vom Menschen, der handelt, um Ziele zu erreichen. Wir bewegen uns weiter im Kontext abendländischen Denkens, wenn wir unterstellen, dass sich niemand Ziele setzt, um sie zu verfehlen, und dass niemand ein Ziel anpeilt, von dem er weiß, dass es ihm schadet. Ziele stehen für erwarteten Erfolg. Erfolg wiederum sichert und stabilisiert eine wünschenswerte Situation und fördert eine wünschenswerte Entwicklung. Ethik, gedacht als Instrument, Wege aufzuzeigen, die Misserfolg meiden und Erfolg ermöglichen, ist hier willkommen. Im Lebensraum des Einzelnen vermag sie leicht ihre Kraft zu entfalten, denn alles, was Fehleinschätzung vermeidet und Vorteil bringt, ist einer unklaren und unsicheren Situation vorzuziehen.

Willkommen sind nicht nur Ratschläge, sondern auch Konzepte zur individuellen Lebensführung – so lange sie Anleitung bieten, ohne zu zwingen. Schwieriger wird es dort, wo beides mit Erwartungen von außen verbunden wird und Druck entsteht, die Entscheidung über die persönliche Lebensgestaltung mehr oder weniger aus der Hand zu geben. Solch dosierte Fremdbestimmung mag akzeptabel bleiben, so lange nicht eine bestimmte Lebensweise *verordnet* wird. Aber wo liegt hier die Schmerzgrenze – und was wäre, wenn eine verfahrenende Lage tatsächlich nur per Weisung aufgelöst werden kann? Für die Ethikperspektive in der Sozialen Arbeit ist das jedenfalls kein unrealistisches Szenario. Der Anspruch der Ethik, menschliches Handeln so zu leiten, dass es zum Erfolg führt, reicht also über den rein persönlichen Rahmen hinaus. Er tendiert zum Allgemeinen und zur Einschätzung der menschlichen Bedürfnissituation überhaupt.

Darin betrachtet die Ethik wiederum auch die soziale Seite des Erfolgstrebens. Hier stellt sich die Frage nach einem Handeln, das möglicherweise nicht allein *mir*, sondern auch anderen Erfolg bringt, womöglich so, dass der Erfolg dort sogar schwerer wiegt. Achill bezahlt seinen Einsatz für die gemeinsame Sache mit dem Leben, aber es wird in der *Ilias* auch deutlich, dass er daraus, weil ihm Nachruhm sicher ist und sein Name nicht vergessen wird, eigenen Vorteil zieht. Richtiges Handeln, wie es die Ethik sieht, löst den Einzelnen nicht aus dem sozialen Zusammenhang. Die Brücke zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft wird über das Menschenbild gebaut.